



Handlungsfähigkeit stärken - Beziehungen achten

Autor: Bettina Lindmeier

Erschienen 2016 in Gemeinsam leben (ISSN 0943-8394), Ausgabe 02, 7 Seiten, (Seite 98)

Rechts- und Handlungsfähigkeit

- Assistierte Freiheit. Ethische Überlegungen zum geforderten Paradigmenwechsel in Behindertengpolitik und Behindertenhilfe
- Unterstützte Entscheidung. Herausforderungen und Chancen eines Ansatzes
- Persönliche Anwaltschaft und unterstützte Entscheidungsfindung für Menschen mit Behinderungen
- Wie geht es ohne uns? Eltern in der Zwickmühle. Ein Interview
- Handlungsfähigkeit stärken - Beziehungen achten. Arbeit mit einem Lebensbuch mit älteren Erwachsenen mit Beeinträchtigungen im Elternhaus
- Inklusive Schule und Schulbegleitung in Niedersachsen. Interview mit einer Mutter

BELTZ JUVENTA

Alle Artikel dieser Ausgabe

- [Editorial](#)
- [Assistierte Freiheit](#)
- [Unterstützte Entscheidung](#)
- [Persönliche Anwaltschaft und unterstützte Entscheidungsfindung für Menschen mit Behinderungen](#)
- [Wie geht es ohne uns? - Eltern in der Zwickmühle](#)
- [Handlungsfähigkeit stärken - Beziehungen achten](#)
- [Inklusive Schule und Schulbegleitung in Niedersachsen](#)
- [... ein \(nicht ganz\) neues Betätigungsfeld](#)
- [Schule in Hessen im Jahre 6 nach Ratifizierung der UN-BRK](#)
- [Lebenshilfe: Bund muss alleinige Zuständigkeit bei der Gesetzgebung für Menschen mit Behinderung behalten](#)
- ["Teambuch Inklusion" - ein Praxisbuch aus berufenem Mund](#)
- [Film: "Vielfalt macht Schule"](#)

Ausgeliefert durch content-select, ein Produkt der [Preselect.media GmbH](#)

Handlungsfähigkeit stärken – Beziehungen achten

Arbeit mit einem Lebensbuch mit älteren Erwachsenen mit Beeinträchtigungen im Elternhaus

Bettina Lindmeier

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie ältere Erwachsene mit Beeinträchtigungen, die bei ihren Eltern leben, in der Entwicklung von Handlungsfähigkeit unterstützt werden können. Dazu wird die Arbeit mit einem Lebensbuch dargestellt, das auf Elementen der persönlichen Zukunftsplanung und der Biographiearbeit basiert.

1. „Ältere Familien“

Eltern, die sich in Vereinen oder Projekten für Inklusion engagieren, wie Camilla Dawletschin-Linder und Douglas Ross (siehe Beiträge in diesem Heft), beschäftigen sich in der Regel früh mit der Frage der Teilhabe ihrer Kinder in allen Lebensbereichen. Daher ist ihnen das Thema der ‚vollen Rechts- und Handlungsfreiheit‘ ebenfalls schon früh bewusst. Trotzdem beschreiben auch sie, wie schwer es für Eltern ist, angesichts des vorhandenen Unterstützungsbedarfes für ihre Kinder Vorkehrungen zu treffen, die einerseits Schutz vor Bevormundung bieten, andererseits aber auch die erforderliche Unterstützung für die Ausübung der Handlungsfähigkeit garantieren. Ihre Lösungsansätze – Vereine und Unterstützernetze – sind auch sehr geeignet, um ein Sicherheitsnetz zu schaffen, dass sowohl Schutz vor Fremdbestimmung als auch vor Ausbeutung bieten kann.

Was aber, wenn Eltern schon vor langer Zeit beschlossen haben, weder etablierte Angebote der Behindertenhilfe mehr als unbedingt nötig in Anspruch zu nehmen,

noch in Integrationsprojekten engagiert sind? Eltern, die nach einigen Erfahrungen in (Sonder-)Kita, (Sonder-)Schule, Werkstatt für behinderte Menschen beschlossen haben: ‚Ins Wohnheim geht mein Kind jedenfalls nicht!‘? Die aber auch keine Alternativen sehen, und deren erwachsene Kinder mit Beeinträchtigung schon im mittleren Lebensalter angekommen sind, während oft auch schon ein Elternteil verstorben oder pflegebedürftig ist. Von Fachkräften werden diese Eltern oft als schwierig bezeichnet, als wenig gesprächsbereit, als Eltern, die ‚die Ablösung verpasst‘ haben. Allmählich setzt zwar bei einzelnen Fachkräften und in der Fachliteratur ein Umdenken dahingehend ein, anzuerkennen, dass Eltern gute Gründe für ihre Entscheidungen haben. Trotzdem sind ältere Familien ein fragiles System, und nicht selten werden Krisenmaßnahmen in Wohnangebote nötig, wenn durch Krankheit oder plötzlichen Eintritt von Pflegebedürftigkeit schnell eine neue Lösung gefunden werden muss. In dieser Situation ist es kaum möglich, für die erwachsenen Menschen mit Unterstützungsbedarf, die bisher in ihrer Herkunftsfamilie gelebt haben, ‚volle Rechts- und Handlungsfähigkeit‘ in Bezug auf die Entscheidung über ihre Zukunft zu erreichen. Die emotionale Anspannung wegen der Situation von Vater oder Mutter, fehlende Kenntnisse von möglichen Alternativen für die eigene Zukunft, Zeitdruck und Fremdbestimmung durch das soziale (private

und/oder professionelle) Umfeld führen fast immer zu einer geringen Einbeziehung des betroffenen Menschen.

Die Perspektive der Eltern

Ältere Eltern haben im Verlauf ihrer Elternschaft extreme Unterschiede in Bezug auf den gesellschaftlichen Umgang mit Behinderung, die Erwartungen an Eltern, die fachlichen Prinzipien der Betreuung und die vorhandenen Angebote erlebt. Häufig wurde ihnen geraten, ihr Kind ins Heim zu geben, oder prognostiziert, es werde früh sterben. Heute führen Leitprinzipien wie Selbstbestimmung und Empowerment dazu, dass Fachkräfte die Eltern als überbehütend wahrnehmen. Eltern erleben diese Situation so, dass ihre Lebensleistung nicht ausreichend gewürdigt wird, sie fühlen sich unter Druck gesetzt und wenig verstanden. Gerade ihren zu Recht kritischen Blick auf die Angebote und Einrichtungen der Behindertenhilfe wehren viele Fachkräfte noch immer ab.

Ältere Eltern sehen sich keineswegs als ‚Problemgruppe‘, und sie wollen dementsprechend auch nicht so behandelt werden. Sie haben sich gut mit ihrer Situation als ‚besondere Familie‘ arrangiert und erleben weniger Streß als jüngere Familien mit einem behinderten Kind, wie verschiedene internationale Studien nachweisen (zusammenfassend Bigby 2000). Sie sind aber der Auffassung, dass Fachleute dies oft nicht ausreichend wahrnehmen und würdigen.

Mit zunehmendem Alter entwickelt sich in den Familien oft eine gegenseitige Abhängigkeit, da der behinderte Angehörige Aufgaben im Rahmen der täglichen Versorgung übernehmen kann, beispielsweise das Tragen von Einkäufen oder die Verrichtung von Hausarbeiten und Pflegetätigkeiten, meist unter Anleitung (vgl. Lindmeier/Feuer 2011). Für verwitwete Eltern teile ist auch die Anwesenheit einer weiteren Person im Haushalt von großer Bedeutung, wie die folgenden Zitat einer Mitar-

beiterin zeigt, das im Rahmen eines Forschungsprojekts (Lindmeier et al 2012) erhoben wurde:

„Da sagte mal ein Vater, der Anfang 80 war, der sagte dann: Ich weiß, man sollte sie eigentlich ins Wohnheim geben, aber man behält sie ja auch für sich selber. Also dass das auch klar ist. Ein gewisses Interesse daran besteht, das, was jahrzehntelang die Eltern-Kind-Beziehung, die so da war. Die will man mit dem Alter, also wenn man sie so viele Jahrzehnte hatte, möchte man sie im Alter nicht missen.“

Die Perspektive der erwachsenen Kinder

Für die erwachsenen Kinder stellt diese Situation vor Eintritt einer Krise keineswegs ausschließlich oder überwiegend eine Belastung dar, sondern bedeutet zumindest in vielen Fällen auch Verantwortung, Anerkennung oder eine selbstverständliche innerfamiliäre Hilfeleistung, wie man sie alt werdenden Eltern schuldig ist – und damit auch ein Stück Normalität in einer Gesellschaft, die ihnen häufig die Fähigkeit aberkennt, Sorge für andere zu übernehmen. Es gibt allerdings auch Situationen gegenseitiger Überforderung, Wünsche nach Alternativen in der Lebensgestaltung einschließlich Partnerschaft und Familie, die allerdings nicht immer direkt geäußert werden. Nicht selten halten sich die erwachsenen Kinder mit diesbezüglichen Äußerungen zurück, um ihre Eltern nicht zu kränken. Zudem sind sie abhängig davon, dass ihnen geeignete Informationen über Alternativen zugänglich gemacht werden, oder dass sie zufällig davon erfahren.

Das Zusammenleben der Familien

Die konkrete Lebenssituation ist zudem sehr unterschiedlich: es existieren in derselben Konstellation ‚Leben in der Herkunftsfamilie‘ sehr unterschiedliche Lebenssituationen. Im Rahmen unserer Zu-

sammenarbeit mit Familien haben wir sehr unterschiedliche Familien gesehen und mit ihnen gesprochen: Familien, bestehend aus Eltern oder nur einem verwitwetem Elternteil und dem erwachsenen Angehörigen mit Beeinträchtigung ebenso wie unterschiedliche Formen des Zusammenlebens mit Geschwistern und deren Familien. Familien, die aus sehr nachvollziehbaren Gründen ihren Angehörigen wieder aus einer Wohneinrichtung in die Familie geholt haben – wegen hoher Fremdbestimmung, Gewalt (auch unter Bewohnern), Anrengungsarmut oder einem nicht passenden Konzept, oder weil die Einrichtung den Angehörigen ‚zu schwierig‘ fand – und andere, die einen Auszug gar nicht erst versucht haben. Wir haben Eltern gesprochen, die differenziert beschrieben, wie sie versuchen, miteinander über die Zukunft zu sprechen, eine offene Zukunft mit verschiedenen (zeitlichen) Plänen zu ermöglichen und ihrem erwachsenen ‚Kind‘ das Gefühl zu geben, frei in der Entscheidung zu sein – und andere, die entweder gar nicht über die Zukunft sprechen mochten oder hofften: vielleicht stirbt er/sie ja doch vor uns! Wir haben beeinträchtigte Menschen mit einem ausgefüllten Sozialleben getroffen und solche, die sich insgeheim ein anderes Leben wünschten, mit mehr Kontakten, Hobbys und oft auch einer Partnerschaft. Dies zeigt auch exemplarisch das Zitat einer Mitarbeiterin:

„Aber ne, das ist so eine, aus meiner Sicht eine zweischneidige Geschichte, ne. Zu sagen, jemand, der relativ fit ist und zu Hause gelebt hat, der hat natürlich auch einen gewissen, gerade wenn er selbständig ist, ne, hat er natürlich auch eine gewisse Lebensqualität, die im Wohnheim unter Umständen eingeschränkt wird. Äh, selbständiges Wohnen, mit all dem was damit verbunden ist, auch wenn die Eltern mit dabei sind. Für andere ist Wohnheim, wenn sie jetzt zu Hause rauskommen, soziale Kontakte haben, an bestimmten

Angeboten teilnehmen (...) Da ist dann für die vielleicht, dass der Wechsel in ein Wohnheim mehr Lebensqualität bedeutet. Also ich glaube das hängt immer auch vom Einzelfall ab.“

2. Biographische Kompetenz als Teilbereich der Entscheidungskompetenz

Imke Niediek schreibt in ihrem Beitrag in diesem Heft: „Eine Entscheidung wird in der Regel als eine Wahl zwischen mindestens zwei Alternativen oder zwischen mehreren unterschiedlichen Varianten bezeichnet. Sie kann von einem oder mehreren Entscheidungsträgern getroffen werden und hängt mit einer sofortigen oder späteren Umsetzung zusammen. Deshalb greifen Informations- und Beratungsangebote zu kurz, wenn die Rechts- und Handlungsfähigkeit nicht auch als Aufgabe von Bildungs- und Sozialisationsprozessen aufgefasst wird.“ Solche Bildungsprozesse können in jedem Alter *auch* durch biographisches Lernen angeregt werden. Da biographisches Lernen auch Selbstreflexion umfasst und unter Umständen an familiäre oder persönliche Tabus rühren kann, muss es unbedingt freiwillig sein und teilnehmerorientiert moderiert werden, auch hinsichtlich des Tempos und der bearbeiteten Themen. Für die Arbeit mit älteren Familien haben wir dazu ein ‚Lebensbuch‘ entwickelt.

Ein „Lebensbuch“ als Medium zur Aneignung der eigenen Lebensgeschichte

Es lässt sich von der Hauptperson zusammen mit ihren Angehörigen allein nutzen, aber es bietet auch viele Vorteile, mit dem Lebensbuch in Bildungskursen zu arbeiten, in denen mehr Menschen in ähnlicher Situation sind. Das gilt vor allem dann, wenn die Hauptperson nicht sicher ist, ob ihre Eltern überhaupt über das Thema reden möchten, oder wenn sie Austausch mit gleich Betroffenen möchte. Auch dann

können (und sollten) die Eltern oder Angehörigen einbezogen werden, aber in geringerem Umfang. Je stärker eine sehr schwere Behinderung in Teilen zu stellvertretender Arbeit zwingt, desto wichtiger ist es, Wissen und Beobachtungen von vielen verschiedenen Menschen zusammenzutragen.

Mit dem „Lebensbuch“ können Menschen über Wichtiges in ihrem Leben erzählen. Und wer nicht so gut erzählen kann, kann es zeigen: Bilder und Text geleiten durch die verschiedensten Bereiche des Lebens: Familie und Freunde, Lebens(ver)läufe, Lieblingstätigkeiten, Feste feiern, Arbeit, Stärken, Dinge, die einen bewegen, wie man gesund bleibt und wie man mit Krankheiten umgeht.

All das sind Themen, über die man im Rahmen der Biographiearbeit mit dem Lebensbuch miteinander ins Gespräch kommen kann. Mit deren Hilfe kann man festhalten, was für ein selbst bestimmtes Leben und das eigene Wohlbefinden unbedingt notwendig ist, was wünschenswert ist und wodurch Selbstbestimmung und Wohlbefinden verhindert werden.

Dabei geht es nicht zuerst nicht um die Zukunft, sondern um die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Gegenwart. Das Bewusstmachen der eigenen Entwicklung und das Erkennen von eigenen Entscheidungen in der Vergangenheit führen allen Beteiligten eigene Einflussmöglichkeiten vor Augen. Dieses Wissen kann helfen, Ängste vor der Zukunft abzubauen und Gestaltungsmöglichkeiten zu erkennen. Die Arbeit mit dem Lebensbuch ermöglicht daher:

➤ *Die Stärkung der biographischen Kompetenz der Hauptperson:*

Menschen mit Behinderung können mit Hilfe des Lebensbuches herausfinden, was ihnen in ihrem Leben wichtig ist. Sie lernen, diese Dinge auszusprechen und einzufordern. Damit erhöht sich ihre Autonomie und Handlungsfähigkeit.

Das Buch enthält dieses Wissen in schriftlicher Form, so dass sie ihre Bedürfnisse auch mit Hilfe des Buches mitteilen können, wenn es lautsprachlich schwierig ist. Dazu ist es günstig, Bilder und Piktogramme mit einzukleben.

➤ *Die Wahrnehmung der Hauptperson als Erwachsene/r:*

Der Fokus auf die Hauptperson führt auch dazu, dass sie von ihren Eltern, möglicherweise stärker als bisher, als „erwachsen“ wahrgenommen wird, als Mensch mit Wünschen und dem Recht auf eine eigene unabhängige Zukunft. – und das kennen alle, die mal Kinder waren: solange man ‚zu Hause‘ wohnt, wird man in manchem als Kind gesehen, und dies Verhältnis stellt sich oft auch noch viele Jahre später bei Besuchen ein!

Auch die Wahrnehmung als Erwachsene/r erhöht entsprechend die Autonomie und Handlungsfähigkeit.

➤ *Die Stärkung der Eltern im Hinblick auf die Zukunft:*

Die Auseinandersetzung der Hauptperson mit ihrer eigenen Lebensgeschichte stellt auch eine Anregung für die Eltern dar, die an manchen Stellen einbezogen werden, indem sie sich gemeinsam erinnern, Informationen über bestimmte Themen geben, von der frühen Kindheit erzählen. Auch sie können so nochmals rekapitulieren, welche schwierigen Situationen sie schon bewältigt haben, und auch sie erfahren dies als Stärkung ihrer Handlungsfähigkeit in einer Situation, die sie – aufgrund zunehmender altersbedingter Belastungen – ebenfalls häufig als zunehmende Machtlosigkeit erfahren.

Auf diese Weise kann einer noch ungewissen Zukunft der Schrecken genommen werden:

➤ *Die Wertschätzung der Lebensleistung der Familie:*

Nicht zuletzt kann mit dem Rückblick auch eine Wertschätzung der familiären Lebens-

leistung verbunden sein: Viele Familien würden den Satz unterschreiben: „Wir haben immer zusammengehalten, egal, was auch passiert ist! Und wir haben es immer geschafft!“. Dieser Satz muss aber nicht unbedingt bedeuten, räumlich zusammen zu sein. Er kann auch ein wichtiges Credo für alle Beteiligten sein, wenn es darum geht, tiefgreifende künftige Veränderungen wie einen Auszug zu planen. Fachkräfte, die diese Leistung anerkennen und mit Blick auf eine aktive Zukunftsgestaltung weiter unterstützen, ohne bestimmte Entscheidungen zu erwarten, bieten Familien angemessene Unterstützung und stärken die Einbeziehung der Hauptperson.

3. Welche Grundgedanken sind mit dem Lebensbuch verbunden?

Die Grundgedanken, die zur Entstehung des Lebensbuches geführt haben, kommen aus der „Persönlichen Zukunftsplanung“ und der „Biographiearbeit“.

Ein zentraler Gedanke der *Persönlichen Zukunftsplanung* (Doose 2013; Hinz/Kruschel 2013) ist, dass der behinderte Mensch die *Hauptperson* ist. Wünsche und Träume der Hauptperson sollen ernst genommen und verwirklicht werden. Ihr Wille soll geachtet werden. Allerdings soll auch geachtet werden, dass wichtige Menschen im Umfeld einbezogen werden, wozu für die meisten Menschen Familienmitglieder gehören (Sanderson, Taylor 2008): Diese Haltung hilft Fachkräften im Umgang mit ‚älteren Familien‘ dabei, nicht auf eine schnelle Lösung zu drängen, und nicht zu sehr auf die Meinung anderer Fachleute oder Eltern zu hören. Sie hilft uns stattdessen ein Gespür für die Wünsche und Willensäußerungen der Hauptperson zu entwickeln, auch wenn diese manchmal sehr leise sind. Sie hilft aber auch zu erkennen, dass die meisten Menschen (mit und ohne Beeinträchtigung) keine Entscheidungen gegen den Wunsch naher Angehöriger treffen würden, und dass gute Lösungen solche sind, mit denen alle einverstanden sind.

Ein weiterer Gedanke der persönlichen Zukunftsplanung ist, dass *Unterstützerkreise* dabei helfen können herauszufinden, was jemandem wichtig ist (Boban 2005). Darum wird im Lebensbuch am Anfang nach wichtigen Menschen aus der Familie und nach Freunden gefragt. Solche Menschen sind für jeden von uns wichtig, und ganz besonders in schwierigen Lebenssituationen.

Jedes Mitglied des Unterstützerkreises sieht die Hauptperson in einem anderen Licht: Eltern haben einen anderen Blick auf ihr ‚erwachsenes Kind‘ als Mitarbeiter; Freunde oder Geschwister haben wiederum eine andere Perspektive. Dadurch kommen viele verschiedene, zum Teil widersprüchliche Aussagen über wichtige Dinge für die Hauptperson, über ihre Stärken, Wünsche und Ziele zustande. Es passiert nicht so leicht, dass sich eine Meinung durchsetzt, die die Hauptperson eigentlich nicht richtig findet. In der Arbeit mit dem Lebensbuch gibt es keinen Unterstützerkreis, der sich trifft, um gemeinsam über die Zukunft nachzudenken, denn das würden die Familien, mit denen wir arbeiten, nicht wollen. Aber Eltern, Gruppenleiter, andere Kursteilnehmer tragen dazu bei, wichtiges Wissen für die Hauptperson zusammenzutragen.

Die *Biographiearbeit* (C. Lindmeier 2013) geht davon aus, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Menschen in seinem Erleben zusammen gehören: Unsere Zukunft enthält immer mehr oder weniger deutliche Spuren unserer Vergangenheit. Und unsere Zukunftspläne werden immer geleitet von unseren Erfahrungen und Bewertungen der Vergangenheit und der Gegenwart. Das Wissen um die *Untrennbarkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft* ist hilfreich, damit man in der Arbeit mit dem Lebensbuch nicht immer an die Zukunft denkt und Sorgen bezüglich der Zukunft hat. Stattdessen kann man der Gegenwart der Hauptperson, dem, was ihr wichtig ist, viel Platz einräumen. Wenn man verstanden hat,

dass Gegenwart und Zukunft zusammengehören, kann man leichter darauf vertrauen, dass Gedanken an die Zukunft durch Biographiearbeit mit dem Lebensbuch ‚vorbereitet‘ werden und es auf diese Weise leichter wird, sich mit zukünftigen Veränderungen zu beschäftigen.

Wichtig ist auch, dass in der Biographiearbeit der Mensch, um den es geht, entscheidet, wer etwas von seiner Lebensgeschichte wissen darf, wer nur Teile oder gar nichts wissen soll. Das heißt, *das Lebensbuch ist im Besitz der Hauptperson*. Es steht nicht „zur Sicherheit“ oder „zur besseren Begleitung“ im Regal der Mitarbeiter der Werkstatt oder – nach einem Umzug – des Wohnheims. Die biographische Arbeit kann genutzt werden, um zu überlegen, wo im Zimmer ein geeigneter Platz für ein so wichtiges Buch sein könnte, wem man es gerne zeigen würde und von wem man sich einen persönlichen Eintrag ins eigene Lebensbuch wünscht.

Außerdem ist die *Unterscheidung von Lebenslauf* – also den Fakten – und *Lebensgeschichte* – dem persönlich Bedeutsamen – wichtig. Beides hängt natürlich zusammen, aber wir neigen dazu, nur die Fakten in Akten und Dokumentationsbögen festzuhalten. Es ist wichtig, wo man arbeitet, z. B. in einer Werkstatt in der Montage oder auf dem ersten Arbeitsmarkt in einem Café. Solche Informationen gehören ins Lebensbuch. Aber noch wichtiger ist: Arbeite ich dort gerne? Habe ich einen Freund dort? Wie heißt er/sie? Was mag ich an ihm oder ihr? Auch diese Informationen gehören ins Lebensbuch, sie sind noch bedeutsamer.

Schluss

Das Lebensbuch wurde in mehreren Erwachsenenbildungskursen und biographischer Einzelarbeit in den Jahren 2008-2010 auf der Grundlage eines englischen Projekts entwickelt und veröffentlicht (Lindmeier/Oermann 2014). Von 2014-2016 führt die Heilpädagogische Hilfe Os-

nabrück mit Hilfe der Aktion Mensch ein Projekt durch, in dem die Arbeit mit dem Lebensbuch weiter erprobt und evaluiert wird. Als Erfolgskriterien sehen wir dabei an, ob die Teilnehmerinnen und Teilnehmer besser artikulieren können, was in ihrem Leben wichtig für sie ist, und ob akute Krisen möglichst vermieden werden oder ihre Bewältigung unter Einbezug der Hauptperson geschieht. Die Ergebnisse werden auf einer Abschlusstagung am 23.6.2016 vorgestellt werden.

Literatur

- Bigby, C. (2004): Ageing with a lifelong disability. London & Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers
- Boban, I. (2005): Netzwerkbildung durch Unterstützernetze. In: Geiling, U.; Hinz, A. (Hrsg.): Integrationspädagogik im Diskurs. Auf dem Weg zur inklusiven Pädagogik? Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 160-163
- Doose, S. (2013): I want my dream: Persönliche Zukunftsplanung Neue Perspektiven und Methoden einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Neu Ulm: Spak Bücher
- Hinz, A.; Kruschel, R. (2013): Bürgerzentrierte Planungsprozesse in Unterstützernetzen: Praxishandbuch Zukunftsfeste. Düsseldorf: Bvkm
- Lindmeier, B. (2011): „Ältere Menschen wohnen doch alle im Wohnheim!“ Zur Situation älterer Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus. In: VHN 80, 7-18
- Lindmeier, B.; Feurer, B. (2011): Aufsuchende Familienberatung für erwachsene Menschen mit Behinderung. Teilhabe 50, 123-129
- Lindmeier, B.; Oermann, L. (2014): Mein Lebensbuch. Empfohlen von der Bundesvereinigung Lebenshilfe. Mit einem Vorwort von Ulla Schmidt. Karlsruhe: v. Loeper
- Lindmeier, B.; Windheuser, J.; Riecken, A.; Oermann, L.; Schippmann, N.; Thulke, A.; Kösters, F. (2012): Ergebnisse des Forschungsprojekts „Anders alt?! Lebensqualität für Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung“. <http://www.os-hho.de/hho/projekte/projekt-anders-alt.html>
- Lindmeier, C. (*2013): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. Weinheim/München: Juventa.
- Oermann, L. (2008): Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus – Perspektiven für eine familienorientierte Zukunft. In: Gemeinsam leben 16, 158-161
- Pearpoint, J.; O'Brien, J.; Forest, M. (2001): PATH:

Planning Alternative Tomorrows with Hope. A Workbook for Planning Possible Positive Futures. Toronto: Inclusion Press

Sanderson, H.; Goodwin, G. (Hrsg.) (2010): Minibuch Personenzentriertes Denken. Deutsche Übersetzung Stefan Doose, Susanne Göbel, Oliver Koenig. HSA The Learning Community: Stockport. http://www.personcentredplanning.eu/files/hsa_minibook_pcp_german.pdf

Sanderson, H.; Taylor, M. (2008): Simple, practical ways to enhance family life. Celebrating Families. Cheshire: HAS Press.

Univ.-Prof. Dr. Bettina Lindmeier
Institut für Sonderpädagogik der Leibniz Universität Hannover
Abteilung Allgemeine Behindertenpädagogik und -soziologie
Schloßwender Str. 1
30159 Hannover
E-Mail: bettina.lindmeier@ifs.uni-hannover.de
<http://bettina.lindmeier.uni-hannover.de>

Projekt „Mein Leben“:
Dr. Cormelia Kammann
Lisa Oermann
Stephanie Pohlmann
E-Mail: meinleben@os-hho.de

► Vorschau

Wer über keine ausreichenden Möglichkeiten zur Kommunikation verfügen kann, ist in besonderer Weise von Ausschluss und Diskriminierung bedroht. Deshalb rückt die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen das Recht auf Teilhabe an Kommunikation ins Zentrum. „Augmentative and alternative modes“, also Formen Unterstützter Kommunikation werden in Artikel 2, Abs. ausdrücklich in die generelle Definition von Kommunikation einbezogen. Die Frage, wie die soziale Teilhabe von Kindern durch die Förderung der Kommunikation gestärkt werden kann, steht deshalb im Zentrum des Heftes 3/2016. Insbesondere in den ersten Lebensjahren spielen dabei sowohl entwicklungslogische Perspektiven wie auch die Gestaltung von interaktions- und kommunikationsförderlichen Situationen eine zentrale Rolle für das pädagogische Handeln. In den Beiträgen werden dazu unterschiedliche Ausgangslagen, wie Mehrsprachigkeit, Hörbeeinträchtigung oder schwere und mehrfache Behinderung in den Blick genommen und Erfahrungen aus Forschung, Praxis und Betroffenenperspektive reflektiert.

Bislang geplante Beiträge (Arbeitstitel):

- Tobias Link: Aufwachsen mit Unterstützter Kommunikation (autobiographischer Beitrag)
- Andrea Erdelyi: Kommunikation im Licht der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Grundlage, fachlich/rechtliche Einordnung)
- Irene Leber: Erste Zeichen in der Kommunikation (Überblick zur vor-symbolischen Kommunikationsentwicklung)
- Ulla Licandro: Peer-Interaktionen bei Mehrsprachigkeit (Forschungsbericht)
- Birgit Renzel: Wie anfangen? Gebärden im KiTa Alltag (Projektbericht zur Einführung von Gebärden im KiTa Team und KiTa Alltag)
- Birgit Appelbaum: Gebärden bei kleinen Kindern Hör-Sehbehinderung (Besonderheiten von kommunikationsförderlichen Situationen bei dieser Zielgruppe)
- Alexandra Eyrich: Märchen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Wachkoma (Vorstellung eines Konzepts)